



Performer bei der Arbeit in Anne Imhofs Biennale-Beitrag «Faust». (Venedig, 13. Mai 2017)

## Zu wenig Kunst, zu viele Turnübungen

Performance boomt in der zeitgenössischen Kulturszene – zum Leidwesen von Betrachtern, die mehr wollen, als sich ein wenig die Zeit zu vertreiben. **Von Gerhard Mack**

Jetzt, wo der Sommer zurückkommt, sollte Zeit für eine Pause sein, für eine Denkpause zur Performance. Das Genre befindet sich im Höhenrausch und droht davon in einem krachenden Kater zu erwachen. Je beliebter es wird, je mehr Künstler sich dazu berufen fühlen, je weniger Kuratoren glauben, darauf verzichten zu können, desto fragwürdiger wird die Qualität der angebotenen Leistungen.

Welchen Boom das Genre erlebt, zeigt dieser Kunstsommer. Die Documenta in Athen und Kassel ersäuft fast in performativen Beiträgen. Bei der Biennale in Venedig gingen der Goldene Löwe für den besten nationalen Pavillon an Anne Imhof mit ihrer 5-Stunden-Performance «Faust» und der Life-Time-Award an die Performance-Pionierin Carolee Schneemann; sie hat auch eine grosse Ausstellung im Frankfurter Museum für Moderne Kunst. Und selbst die Art Basel, die eigentlich eine Verkaufsplattform für den Kunstmarkt ist, wollte nicht auf Performance verzichten. Ganz zu schweigen davon, dass grosse Museen wie die Tate in London und das Museum of Modern Art in New York eigene Räumlichkeiten und Kuratoren für Perfor-

mances bereitstellen. Und den Juli hindurch zeigt auch das Kunsthaus Zürich mit der Ausstellung «Action!», dass man die Zeichen der Zeit verstanden hat.

Doch gerade diese aktuellen Beispiele machen deutlich, wieso der Boom kaum mehr auszuhalten ist. Bei der Art Basel liess Donna Hunaca zwei ziemlich nackte, aber krude bemalte Damen stundenlang belanglose Gesten in weissem Sand und an einer Glaswand vollführen. An der Biennale Venedig wurde Anne Imhof dafür gefeiert, dass sie den deutschen Pavillon in einen Hundezwinger mit Dobermännern und Glasboden verwandelte, als wäre er eine Mischung aus Laufsteg und S/M-Studio für die Zürcher Goldküste. Darin turnte eine Mannschaft aus Männern und Frauen zu teilweise ohrenbetäubendem Sound über das teutonische Verhängnis von Goethes «Faust» bis zu den Nazis und heutigen Gewaltexzessen. Kitsch und Pathos triefen um die Wette, die gestellten Bilder aus der Kunstgeschichte liefern die Sauce dazu. In Athen führte das Duo Prinz Golan seine Arbeiten an antiken Kellern durch. Mit ihren Körperübungen wollten die beiden Performer die Überreste aus ihrer Totenstarre befreien und in unsere Gegenwart holen, sozusagen eine Mund-zu-Mund-Beatmung über die Jahrtausende.



Volksvergnügen: Eine Frau mit Objekt als Skulptur von Erwin Wurm bei der Art Basel.

Das alles ist nicht nur deshalb so schwer erträglich, weil es den Mundgeruch angejahrter Vorgänger verströmt, sondern auch, weil es sich damit begnügt, auf die einfachste Art unsere Aufmerksamkeit zu gewinnen: Wenn sich etwas bewegt, sind wir bekanntermassen wie die Affen im Zoo, wir schauen hin. Wenn man fragt, was die Zuschauer erleben, sagen die häufig «die machen da was». Was das genau ist, braucht man nicht zu wissen. Es genügt, dass etwas passiert. Das gibt es ja nicht mehr allzu oft. Manch ein Zeitgenosse verbringt seine Tage online, da sind atmende Körper Mangelware; wenn sie sich in Szene setzen, sowieso. Das ist denn auch die gängigste Erklärung für den Boom der Performance: Je virtueller unsere Welt wird, desto mehr sehnen wir uns nach analoger Körperlichkeit und realem Gegenüber. Das Jetzt und Hier ist nicht mehr selbstverständlich gegeben, sondern hat plötzlich eine utopische Qualität. «Kultur als Kompensationsphänomen» hat das der Philosoph Odo Marquard einmal genannt.

Am skurrilsten wird es, wenn wir zum Mitmachen aufgefordert sind. Dann ziehen wir im Kunsthaus Zürich die Holzcllogs an,

Fortsetzung Seite 54

**Lauter Todsünden**  
Was im Konzertsaal  
alles verboten ist **54**

**Poet und Sänger**  
Benjamin Clementine  
startet durch **57**

**Opernhaus Zürich**  
Homoki enttäuscht  
als Regisseur **58**

**Züritütsch**  
De Viktor Schobinger  
söll hochläbe! **59**

## Zu wenig Kunst...

Fortsetzung von Seite 53

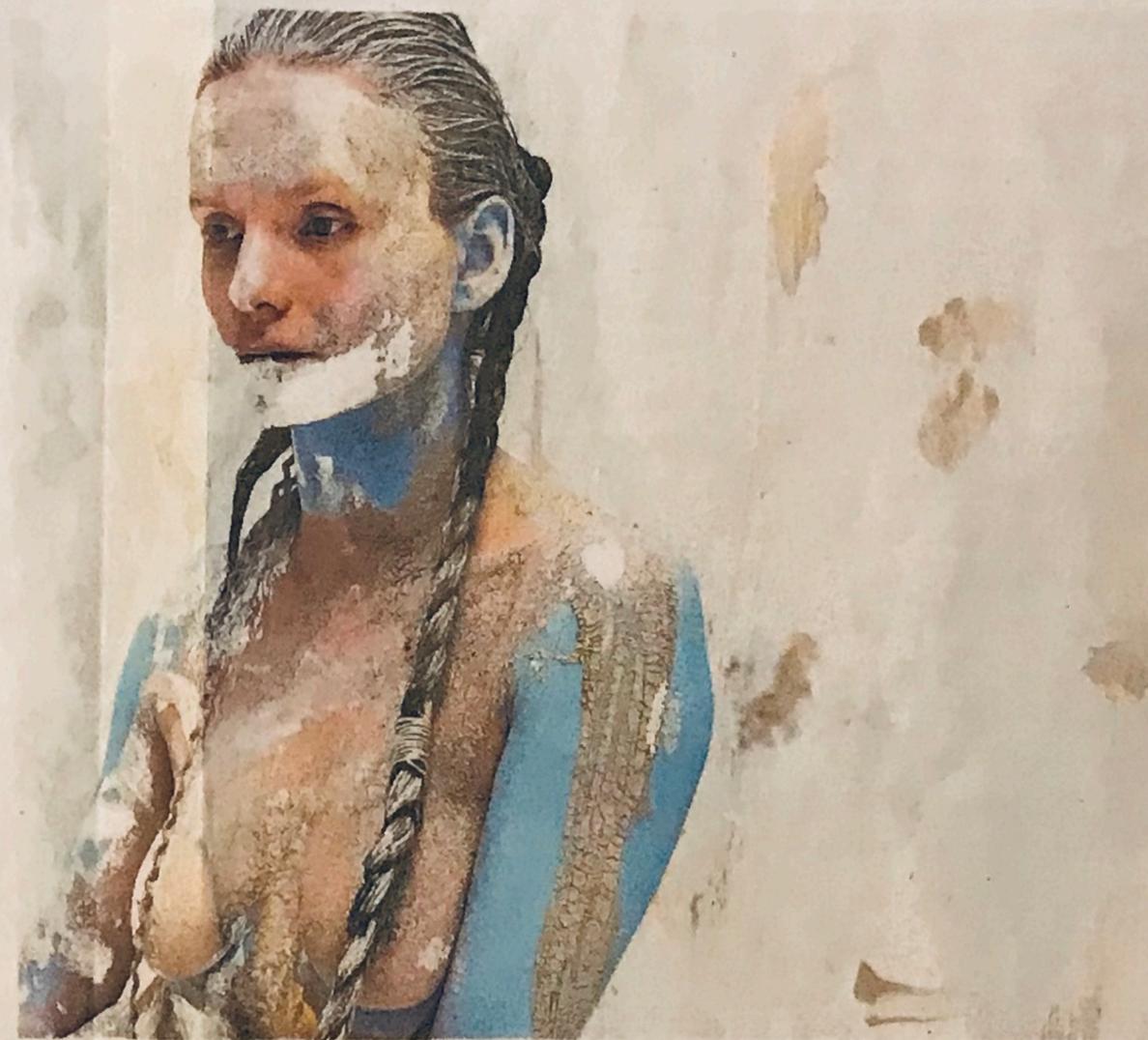
die Mounira al Solh am Eingang aufgereiht hat, und klackern durch die Räume. Ob wir uns wie Kinder fühlen, die im Museum Krach machen dürfen, oder wirklich an die Frauen denken, die in Damaskus in ähnlichen Dingen in den Hamam gehen, wie die Künstlerin es von ihrer Mutter und Tante berichtet, bleibe dahin gestellt. Für Männer ist es ohnehin ein besonderes Vergnügen, da es sich um lauter Frauencloggs handelt. Dürfen wir uns etwa sogar ein wenig transig vorkommen? Ein Jö-Effekt ist garantiert. Die Einzige aus einer Girlie-Gruppe, die bei unserem Besuch ihre Schuhe anbehielt, war übrigens eine Muslima mit Kopftuch.

Damit kein Missverständnis entsteht: Hier wird nicht gegen Performance per se polemisiert. Das Genre hat - vor allem in seinen Anfangszeiten, den sechziger und siebziger Jahren - seine grossen Verdienste. Performance bot eine Möglichkeit, die Zeit als vierte Dimension in die Kunst einzubringen. Damit wurde vor allem die Vorstellung von Skulptur erweitert und der aktuellen Lebenswelt angepasst. Dazu gehörte es auch, dass auf dem neuen Feld Frauen Gelegenheit

fanden, ihre Anliegen zu formulieren. Die Blüte der Performance ist eng mit feministischen Positionen verbunden: Carolee Schneemann wird seit geraumer Zeit wieder entdeckt. Valie Export ist mit ihren provokativen Videos (Peter Weibel wie einen Hund an der Leine durch die Wiener Innenstadt führen, sich von Männern den nackten Busen begrabschen lassen) schon länger gerne auf grossen Ausstellungen gesehen. Und Marina Abramovic ist gar nie aus der öffentlichen Aufmerksamkeit gefallen. Sie hat es geschafft, sich bis heute zu halten und ist zur Performance-Queen schlechthin avanciert.

Und natürlich gibt es auch anderes: So gelingt es gerade dem quirligen Tino Sehgal, der überall mit dabei ist, in der Fondation Beyeler, die Besucher in Bann zu schlagen. Nicht mit einer seiner forsch-fröhlichen Befragungen der Besucher - so eine ist im Kunsthaus Zürich zum Thema Kapitalismus zu erleben -, sondern mit einer Performerin, die ihren Körper zu skulpturalem Material macht und sich in intensiven, bisweilen schmerzhaft langsamen Bewegungen am Boden dreht und krümmt.

Warum soll das besser sein als das Yoga-Geturne, das man sonst häufig erlebt? Weil diese Intensität nur mit einem Höchstmass an Körperbeherrschung möglich ist, weil die Performerin ein geistiges Bild von dem



**Blickfang: Eine von Donna Huancas Performerinnen bei der Art Basel.**

besitzt, was sie tut - sie bezieht sich auf frühe Filme von Bruce Nauman und Dan Graham -, und weil sie über ausreichend Formbewusstsein verfügt, das umzusetzen. Und nicht zuletzt: Weil die Form und die Handlung zusammenstimmen. Denn wieso

war Marina Abramovics Performance im Museum of Modern Art 2010 so viel besser als das meiste, was das Genre heute bietet? Weil sie das umgesetzt hat, was sie sagen wollte: «The Artist is Present» lautete der Titel der Arbeit. Abramovic hat genau das getan: Sie war anwesend, nicht mehr, nicht weniger; das erwies sich als schwer genug. Dass diese Gegenwart vielseitig deutbar wurde, dass sie für viele therapeutisches Potenzial (Bestürzung, Tränen) bot, ist eine andere Sache. Performance hat dann eine Chance, wenn sie diese Präsenz herstellt.

Abschliessend sei der Fairness halber angemerkt: Wahrscheinlich ist die Lustlosigkeit über die derzeitige Performance auch eine Frage der Generation. Wer Tadeusz Kantor mit seinen Arbeiten zwischen Performance und Theater erlebt hat, wer zuschauen durfte, wie die Schauspieler in Frank Castorfs Inszenierung von Heiner Müllers Stück «Der Bau» endlos lange Exemplare des SED-Organs «Neues Deutschland» ausgelegt haben, stumm und konzentriert, bis der Wind sie wegblies und sie ihnen verzweifelt hinterherrannten, der ist für vieles verdorben, was heute geschieht. Dass viele Besucher mit den Live-Erlebnissen, die rundum angeboten werden, ihren Spass haben - fair enough. Sie mögen ihn geniessen. Kunst ist so billig aber nicht zu haben.